



„Servus, alles im grünen Bereich“: Hassan, 24, in der Gaststätte „Schützenlust“ in München-Solln. Vor sieben Jahren fiel er – steifgefroren – aus einem Lkw-Reifen und taute über einem Lüftungsschacht auf.

FOTO: ALESSANDRA SCHELLNEGER

VON THORSTEN SCHMITZ

München – Engel pflastern seinen Weg, aber Hassan Ali Djan findet, seine eigene Rolle bei der ganzen Sache ist auch nicht zu unterschätzen. Die ganze Sache? Man könnte auch von seinem zweiten Leben sprechen. Das nahm seinen Anfang vor sieben Jahren, auf einem Lkw-Parkplatz in München-Allach.

Leben Nummer 1 begann vor 24 Jahren, in dem afghanischen Nest Almitu. Das Dorf ist so winzig, dass es im Internet auf keiner Landkarte zu finden ist. In Almitu merkt man sich, ob es bei einer Geburt geschnitten hat oder die Sonne schien. Hassan Ali Djan muss in seinem zweiten Leben oft erklären, dass Afghanen keine Geburtstage feiern. Nach dem afghanischen Kalender ist er 1368 geboren, in seinem Pass aber steht der 1. Januar 1989. Die Ausländerbehörde hat ihm das Datum verpasst, weil sie mit 1368 nichts anfangen konnte. Hassan Ali Djan kennt es nicht, beschenkt zu werden an einem bestimmten Tag im Jahr, weil es ihn gibt. Dass es ihn noch gibt, hat er einem Menschen zu verdanken.

Sich selbst. Am Telefon, noch vor einer ersten Begegnung, rückt er die Engel und sich selbst in Relation. „Mir haben viele Deutsche geholfen, da bin ich dankbar für. Aber schau, es ist auch so: Wenn ich am Verdursten bin und jemand gibt mir ein Glas Wasser, dann muss ich es trinken. Von alleine kommt das Wasser nicht in meinen Mund.“

„Tee?“ Hassan Ali Djan gießt Darjeeling aus einer Thermoskanne in Gläser. Er wohnt in München-Laim, 60 Quadratmeter Hochparterre, Wohnküche, Schlafzimmer, Berberpeppich, Flachbild-TV. Es ist sehr warm in der Wohnung. Erst seit sieben Jahren kennt Hassan Ali Djan das: Im Winter im T-Shirt in der Wohnung sitzen und nicht am Morgen den eigenen Atem sehen beim Aufwachen. Im Schlafzimmer hängt ein Foto vom Flüchtlingslager Rosenheimer Straße, einer Unterkunft, die wegen Ratten und Schimmel geschlossen wurde. Warum es da hängt? „Damit ich nicht vergesse, wo ich herkomme.“

Es ist nach Mitternacht, als Hassan Ali Djan den Entschluss fasst, die Baustelle in Teheran zu verlassen, zu der er aus Afghanistan gereist ist, um Geld zu verdienen. Er liegt auf dem Boden in einem Bauarbeiter-Verschlag. Die Knochen tun ihm weh. Er wägt seine Optionen ab. Zurückkehren ins Dorf? Auf keinen Fall, da gibt es nur Hirtenjobs. Hassan ist 16. Neben ihm schnarcht ein Landsmann. Er schüttelt den Kollegen wach: „Lass uns fliehen, nach Europa.“ „O.k.“, sagt der. „Aber lass uns jetzt schlafen ins Dorf? Auf keinen Fall, da gibt es nur Hirtenjobs.“ Hassan ist 16. Neben ihm schnarcht ein Landsmann. Er schüttelt den Kollegen wach: „Lass uns fliehen, nach Europa.“

Im Wohnzimmer von Hassan Ali Djan hängt ein kleiner Wandteppich, auf dem Mekka zu erkennen ist. Noch nie war er dort. Vier Stunden und 16 Minuten wird Hassan Ali Djan reden, in bairisch getränktem Deutsch, auf dem Sofa und beim Mittagessen auf dem Boden im Wohnzimmer. Wie er von Almitu und Teheran im Industrieviertel von München-Allach landete. Schaf, Kartoffeln und Reis hat er gekocht, das Kochen hat er sich selbst beigebracht. Vor allem ein Gefühl verbindet Hassan Ali Djan mit der Flucht von Leben Nummer 1 zu Leben Nummer 2: Hunger.

Gibt man bei Google die Routenberechnung zu Fuß für die Strecke Teheran-München ein, erscheint eine Kilometerzahl (4198), eine Stundenzahl (664) und eine Warnung: „Seien Sie vorsichtig! Auf dieser Route gibt es eventuell keine Bürgersteige oder Fußwege.“

Man fragt sich, wie er das geschafft hat: Mit zwölf von zu Hause weg, und jetzt, zwölf Jahre später, ein Zuhause in München-Laim. Er lächelt. Im Lächeln steckt Stolz. Der Stolz ist sein Anker. Als Analphabet ist Hassan Ali Djan nach München gekommen, heute schreibt er auf seinem iPhone E-Mails und verdient 1400 Euro als fest angestellter Gebäude-Elektrotechniker. Er hat alles erreicht, was einem Flüchtling in kurzer Zeit gelingen kann.

Wie sich die Umarmung seiner Mutter anfühlt, das hat er vergessen. Die Mutter lebt mit seinen drei kleinen Geschwistern in Almitu, die drei ältesten Geschwister studieren in Kabul. Nah ist ihm die Heimat nur, wenn er das weiße Hemd anzieht, das ihm die Schwester genäht hat. Der Stoff stammt vom Markt in Kabul. Er zieht die Hemden an, wenn er bei Konzertpausen der Münchner Symphoniker Musikinstrumente trägt und Möbel rückt.

„Der Hassan, der wirkt auf mich immer wie aus dem Nest gefallen“, sagt Stefanie Gürtler von der Münchner Lichterkette. Sie ist einer der Engel im Leben von Hassan. Sie betreut das Lichterketten-Projekt „Vorbild“. Als Vorbild spricht Hassan Ali Djan manchmal vor Hauptschülern, um ihnen Mut zu machen. Manchmal trägt er dann das weiße Hemd. „Er wirkt wie ein altes Kind“, sagt Gürtler. „Jugendliche Flüchtlinge wie er sind schnell gereift.“ Es sei eine „wahnwitzige Leistung, wie Hassan sich aufgerappelt und Leistung gebracht hat“. Sein Leben sei Hollywood-Stoff: „Man müsste einen Film daraus machen: Ende gut, alles gut!“

Wochenlang laufen sie, über Berge, durch Täler. Sie frieren, schwitzen, haben Durst, Hunger. Sie laufen nachts und schlafen tagsüber, damit sie nicht entdeckt werden. Hassan trägt 1500 Euro bei sich, seinen ganzen Lohn. An der Grenze zur Türkei versorgen die Schlepper Hassan mit einem iranischen Ausweis, weil er iranisch aussieht. Niemand kontrolliert Hassan, als er im Bus nach Istanbul sitzt. Die Stadt ist ihm fremd. Einer aus der Gruppe spricht Englisch und erfährt: „Es gibt keine Arbeit in der Türkei für uns, wir müssen weiter nach Griechenland. Von dort fahren Lkw nach Italien und Deutschland.“ Es ist das erste Mal, dass Hassan das Wort Deutschland hört. Wie es dort wohl aussieht?

Am Englischen Garten, Montagfrüh, noch ist es stockdunkel. Fröstelnd steht Hassan Ali Djan vor dem Bürgerzentrum Seidlvilla, neue Lampen verlegen sie hier gerade. Er wartet auf den Kollegen. Immer ist er zu früh. Er sieht, dass nur in wenigen Wohnungen am schönen Nikolaiplatz Licht an ist. Er sagt: „Wer hier wohnt, kann morgens länger schlafen.“ In seinem Dorf

gilt als reich, wer die meisten Felder hat. Hassan Ali Djan gehört der Volksgruppe der Hazara an, die meisten leben in unwirtlichen Gebieten. Bis nach Kabul sind es von Almitu sechs Stunden. Auf seine Facebookseite hat er zwei Fotos von Almitu gepostet, Almitu im Schnee, Almitu in der Hitze.

Sein Dorf wird immer mehr zur Fata Morgana. Hassan Ali Djan sagt inzwischen „Servus“ und „Alles im grünen Bereich“, er spielt Fußball, und den Hauptschülern gibt er Sätze mit auf den Weg, die aus dem Satzbaukasten des Politikbetriebs stammen: „Integration ist keine Einbahnstraße.“ Er hat auch schon daran gedacht, in die Politik zu gehen. Sein Leben bezeichnet er als „gemütlich“. Almitu ist nicht gemütlich. Ein Besuch seiner Familie in München, „das wäre ein Schock für die. Man dreht hier an einem Knopf, und es wird warm. Das Brot backt man nicht, man kauft es beim Bäcker.“ An all das hat sich Hassan Ali Djan gewöhnt. Und daran, dass man sich in Deutschland nicht einfach besucht, sondern Verabredungen eine Woche im Voraus trifft. Auch daran, dass es Menschen gibt, die keine Lust haben, zu kochen und sich Schweinshaxen kommen lassen. Nur an die Polizeikontrollen hat er sich nicht gewöhnt. Letztens, am Hauptbahnhof, wollten zwei Beamte seinen Ausweis sehen. Sie fragten: „Welcher Religion gehören Sie an?“ Das, sagt er, „irritiert mich sehr. Ist das normal?“

Die Schlepper kaufen ein Schlauchboot, das nur für vier Personen reicht. Mit dem Boot sollen die sechs Männer durchs Marmarameer nach Griechenland gelangen. Sie schneiden sich Fuß- und Fingernägel, damit bei einem Sturm niemand das Gummi einritzt. Hassan friert, das pechschwarze Meer ist ihm unheimlich. Riesige Schiffe bringen das Boot zum Schaukeln, die Männer leuchten mit Taschenlampen, damit sie von den Schiffen nicht gerammt werden. Acht Stunden dauert die Tour, acht Stunden Angst. Der Wind treibt sie ab.

Einmal in den sieben Jahren München hatte Hassan Ali Djan eine deutsche Freundin, aber die Beziehung hielt nicht lange. „Der kulturelle Unterschied war sehr groß“, sagt er. Der kulturelle Unterschied bestand darin, dass die Freundin sagte: „Heute kochst du, ich möchte meine Lieblingssendung im Fernsehen anschauen.“ Das hat ihn verwirrt. „Ich wusste nicht mehr, wer ist der Mann, wer ist die Frau.“

Verwirrungen lösen, Missverständnisse abbauen, Bräuche erklären, das tut Ilse Pöppel, 72, die sich ehrenamtlich für die Caritas um Flüchtlinge kümmert. Sie hat in ihrem Bogenhausener Wohnzimmer mit Hassan Ali Djan Hausaufgaben gemacht und mit ihm Fernsehnachrichten geschaut. Sie ist mit ihm ins Museum gegangen, hat Reiskochen von ihm gelernt und ihm erklärt, wie man das Besteck legt. Wenn man sie fragt, weshalb sie sich um jugendliche Flüchtlinge kümmert, sagt sie: „Warum nicht?“ Sie findet, in Deutschland werde „degradierend“ mit Flüchtlin-

gen umgegangen. Zur Degradierung gehöre auch die Essenspaketverteilung: „Wie soll sich einer integrieren, wenn er noch nicht mal einkaufen darf?“

Auch so ein Engel ist Michael Stenger, Mitgründer der Münchner Schlauchboote. Hunderte Flüchtlinge haben bei ihm Deutschvokabeln gebüffelt, aber Hassan Ali Djan wird er nicht vergessen: „Der ist sehr stark. Wenn du oft genug und lange genug am Boden gelegen hast, lässt du dich nicht mehr so leicht umhauen.“ Als Hassan ein Elektriker-Praktikum gemacht hat, rief der Chef bei Stenger an: „Mei, mit dem Deutsch hapert’s noch a weng, aber der wui, wui, wui!“ Hassan will, will, will, und auch den Kampf mit der deutschen Sprache hat er schließlich gewonnen. „Das war Wahnsinn“, erinnert sich Stenger, „der hat zig Nachhilfelehrer verschlissen.“ Stenger holt ein Zeugnis von 2009 hervor: „Hassan bereichert den Unterricht durch aktive Mitarbeit und eigene Ideen. Er arbeitet gewissenhaft und fleißig, sein Verhalten ist sehr lobenswert.“ Stenger fährt sich durchs wilde Haar und sagt: „Der Hassan ist fast schon zu gefestigt, er hält seine Gefühle unter Verschluss.“

Unablässig rudern sie gegen den Wind an und landen schließlich auf einer griechischen Insel, deren Namen Hassan heute nicht mehr parat hat. Sie werden von der Polizei aufgegriffen und in ein Flüchtlingslager gebracht. Eine Dusche, eine Toilette, 300 Menschen. Hassan sagt: „Das war schrecklich.“ Polizisten schlagen sie. „Wenn Europa so ist“, denkt Hassan, „warum bin ich dann hier?“ Nach einem Monat lässt man sie frei, innerhalb eines Monats müssen sie Griechenland verlassen. Sie schlagen sich bis zur Hafendstadt Patras durch. Manchen Flüchtlingen gelingt es, sich in einen der Lkw zu schmuggeln, die im Schiffsbauch nach Italien transportiert werden. Hassan läuft zu einem verwaisten Lkw-Anhänger und kriecht in den Reservereißen. Er weiß, dass die letzten Schiffe um Mitternacht Patras verlassen.

Womöglich hat Hassan Ali Djan seine Gefühle an jenem Tag weggeschlossen, als sein todkranker Vater zum letzten Mal zu ihm sprach. „Hassan“, sagte der zu seinem zwölfjährigen Sohn, „ich gehe jetzt in eine andere Welt. Du wirst für die Familie sorgen.“ Mittagspause in der Seidlvilla, Hassan Ali Djan isst eine Käsesemmel. Sein Gefühl in jenem Moment, als der Vater im Sterben lag? „Ich war schon traurig gewesen.“ Die Trauer hat sich in sein Gesicht eingestellt, um die Augen herum.

Plötzlich war Hassan seine Kindheit los. Er musste nun dafür sorgen, dass die Mutter genug Mehl hat zum Brotbacken und dass genug Holz da ist zum Heizen. Hassan wurde Hirte und im Winter zum Diener reicher Bauern. Im Sommer hütete er 150 Schafe und Ziegen und 30 Esel, er hatte einen trockenen Laib Brot bei sich, den er in Bächen tunkte, damit er ihn kauen konnte. Nachts schlief er bei Fremden. Seine Rechnung: „Wenn ich nicht zu Hause esse, ha-

ben meine Geschwister mehr auf dem Tisch.“ Im Winter mistete er Ställe aus, schleppte Schnee, schleppte Wasser in die Häuser der Reichen. Bis er 14 wurde.

23.30 Uhr, es rumpelt. Der Lkw-Fahrer dockt die Fahrerkabine an und fährt den Anhänger aufs Schiff. Wie ein Embryo liegt Hassan im Ersatzrad und rührt sich nicht. Die Grenzsoldaten winken den Lkw durch, kontrollieren den Boden nicht mit Spiegeln. Das Schiff verlässt Patras. Hassan hat nichts zu essen dabei, nur eine Flasche Wasser, aber er trinkt keinen Schluck, um seine Blase leer zu halten. In Italien verlässt der Lkw das Schiff. Hassan sieht Autobahnbelag unter sich vorbeirasen, es ist Oktober, er trägt nur ein T-Shirt. Die Abgase nehmen ihm den Atem. Sein Körper ist steifgefroren. Seine Gedanken schickt er nach Afghanistan, zu seiner Mutter. Immer wieder vergewissert er sich, dass das, was er tut, für seine Mutter und seine Geschwister ist. Einmal hält der Lkw an einer Raststätte, Hassan lugt aus dem Ersatzreifen hervor. Er sieht Wiesen und Bäume und bekommt es mit der Angst zu tun. „Ich dachte, wenn ich hier aussteige, fressen mich Bären.“

Eines Tages hatte Hassan den Hirten-Job satt. „Ich kann nicht mein ganzes Leben lang Hirte sein“, sagte er zu sich und beschloss, Almitu zu verlassen. Die Mutter wollte ihn nicht gehen lassen. Sie weinte, er riss sich los. Er verließ die Familie, um den Vater zu ersetzen. Er wurde das, was man in Deutschland „Wirtschaftsflüchtling“ nennt. Wenn Hassan Ali Djan das Wort hört, verzieht sich seine Miene. „Was heißt das, Wirtschaftsflüchtling? Ohne mich wäre meine Familie verhungert.“

Zwei Tage und zwei Nächte liegt Hassan unterm Lkw-Bauch, bis der Wagen seine Fahrt verlangsamt, Bürgersteige und rote Ampeln auftauchen. In einem Industrieviertel wird der Lkw entladen. Er lässt sich aus dem Reifen auf den Boden fallen, rollt dahin, wo er keine Menschenbeine sieht. Er will aufstehen und fällt hin. Er ist ein Stück Eis. „Ich habe mich gefühlt wie ein Toter – aber ich lebte noch.“ Er rollt sich auf einen Lüftungsschacht. Die warme Luft taut ihn auf. Er beschließt, zur Polizei zu gehen und sich zurückzuschicken zu lassen nach Afghanistan. „Das war die schlimmste Zeit in meinem ganzen Leben“, sagt er heute. Die Leute in dem Industrieviertel starren ihn an, Hassans Gesicht ist rußschwarz. Sie verstehen ihn nicht. Er versteht sie nicht. Die Polizei wird gerufen.

Jeden Monat überweist Hassan seinen drei Geschwistern in Kabul 300 Euro. Sie studieren. Seiner Mutter schickt er alle sechs Monate 1000 Euro. Damit kauft sie Mehl, Holz, Öl, Reis, Tee. Er arbeitet, wo er nur kann. Sonntagabend, Wirtshaus Schützenlust, München-Solln. Hassan Ali Djan füllt Warmhaltetaschen mit Schweinshaxen und Fleischpflanzerl, dann steigt er in ein Auto. Auf den Türen steht „Knödel-Express“. Die Ziele gibt Hassan Ali Djan ins

Smartphone ein und lässt sich durch die Münchner Nacht lotsen.

Er liefert die drei Schweinshaxen eineinhalb Stunden nach der Bestellung ab, weil der Computer im Wirtshaus verrückt spielt. Dreimal entschuldigt er sich bei der Frau. Sie freut sich über den netten Hassan und gibt ihm fünf Euro Trinkgeld. Zurück im Auto sucht Hassan Ali Djan die nächste Adresse auf seinem Handy. Er sagt: „Wenn jeder in Afghanistan fünf Euro in einer halben Stunde verdienen würde, wäre das ein reiches Land!“

Hassan landet in der Asylunterkunft in der Baierbrunner StraÙe. Man gibt ihm einen Vormund, denn als minderjähriger Flüchtling darf Hassan nicht abgeschoben werden. Er ist aufgeregt und traurig: „Ich habe mich wie ein Taubstummer gefühlt. Ich habe niemanden verstanden und konnte mit niemandem reden.“ Er beginnt, Deutsch zu lernen, denn er begreift: Er wird verdursten, wenn er die Sprache nicht lernt. Er bekommt eine Aufenthaltserlaubnis, einen Platz an der Schlauchboote, eine Lehrstelle. Seine Tage bekommen ein Gerüst. Ausruhen kennt er nicht. In jeder freien Minute trifft er sich mit Nachhilfestudenten. Er trinkt die neue Sprache.

Das letzte Mal hat Hassan Ali Djan seine Mutter vor zwölf Jahren gesehen. Früher musste die Mutter auf einen Berg steigen, um besseren Telefonempfang zu haben, inzwischen kann sie vom Herd aus sprechen. Ihre erste Frage ist immer, wie es ihm geht. Dann sagt sie: „Hassan, ich bin stolz auf dich.“ Nicht einmal kam ihr der Satz über die Lippen: „Ich vermisse dich.“

Das, sagt er, behalte sie für sich. „Sie will vermeiden, dass ich traurig werde.“

Ist er traurig?

„Ich bin nachdenklich.“ Ein anderer Engel ist Peter Rossmann, 50, von Rossmann Elektroinstallation. Arbeitslatzhoose, rote Brille, sehr freundliches Gesicht. „Mir war klar, dass wir den Hassan nach der Lehre übernehmen. Er hat ein bedächtiges, bescheidenes, klares Auftreten, er weiß genau, was er will. Das ist ein G’scheiter. Für mich ist er ein vollwertiges Mitglied unserer Gesellschaft. Der hat seinen Hauptschulabschluss gemacht und war zuvor Analphabet, das muss ihm erst mal einer nachmachen!“ Seinen Hauptschulabschluss hat er mit 2,2 gemacht.

Träume heißen bei Hassan Ali Djan „Ziele“, sie sind kurz oder lang. Das „kurze Ziel“ hat er erreicht: Dach überm Kopf, Arbeit, voller Kühlschrank. Und er möchte seine Mutter in Afghanistan besuchen, nächsten Sommer. Der Flug nach Kabul kostet rund 1000 Euro. Das Geld hat er nicht. Jeden Cent legt er jetzt beiseite. Der Besuch soll auch eine Art Abschied sein und ihm den Weg ebnen – „für das lange Ziel“.

Das lange Ziel ist er selbst. Morgens halb sieben, U-Bahnhof Odeonsplatz. Hassan Ali Djan hat wenig geschlafen, erst um 23 Uhr hat er den „Knödel-Express“ geparkt. Wie es ihm geht? „Mir geht’s wunderbar, also sehr gut. Ich bin ein Mensch, der gebraucht wird, und das ist schön.“ Um ihn herum Morgenstille auf einem vollen U-Bahnsteig, nur Hassan Ali Djan redet jetzt.

„Ich wünsche mir, dass ich eine Frau finde und Kinder habe. Ich werde nach Kabul fahren und sehen, dass alles gut ist. Aber ich muss jetzt langsam auch an mich denken. Und schauen, dass das Leben nicht an mir vorbeigeht.“